LITERATURWISSENSCHAFTLICHES JAHRBUCH

IM AUFTRAGE DER GÖRRES-GESELLSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON HERMANN KUNISCH

NEUE FOLGE / ACHTZEHNTER BAND

1977

DUNCKER & HUMBLOT / BERLIN

LITERATURWISSENSCHAFTLICHES JAHRBUCH

IM AUFTRAGE DER GÖRRES-GESELLSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. HERMANN KUNISCH

NEUE FOLGE / ACHTZEHNTER BAND

1977

Das ‚Literaturwissenschaftliche Jahrbuch' wird im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Professor Dr. Hermann Kunisch, Nürnberger Straße 63, 8000 München 19.

Schriftleitung: Professor Dr. Günter Niggl, Löfftzstraße 1, 8000 München 19.

Das ‚Literaturwissenschaftliche Jahrbuch' erscheint als Jahresband jeweils im Umfang von etwa 20 Bogen. Manuskripte sind an den Herausgeber zu senden. Unverlangt eingesandte Beiträge können nur zurückgesandt werden, wenn Rückporto beigelegt ist. Es wird dringend gebeten, die Manuskripte druckfertig, einseitig in Maschinenschrift einzureichen. Den Verfassern wird ein Merkblatt für die typographische Gestaltung übermittelt. Die Einhaltung der Vorschriften ist notwendig, damit eine einheitliche Ausstattung des ganzen Bandes gewährleistet ist. Besprechungsexemplare von Neuerscheinungen aus dem gesamten Gebiet der europäischen Literaturwissenschaft, einschließlich Werkausgaben, werden an die Adresse der Schriftleitung erbeten. Eine Gewähr für die Besprechung kann nicht übernommen werden.

Verlag: Duncker & Humblot, Dietrich-Schäfer-Weg 9, 1000 Berlin 41.

LITERATURWISSENSCHAFTLICHES JAHRBUCH

ACHTZEHNTER BAND

LITERATURWISSENSCHAFTLICHES JAHRBUCH

IM AUFTRAGE DER GÖRRES-GESELLSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON HERMANN KUNISCH

NEUE FOLGE / ACHTZEHNTER BAND

1977

DUNCKER & HUMBLOT / BERLIN

Schriftleitung: Günter Niggl

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten
© 1978 Duncker & Humblot, Berlin 41
Gedruckt 1978 bei Berliner Buchdruckerei Union GmbH., Berlin 61
Printed in Germany

ISBN 3 428 04188 7

INHALT

AUFSÄTZE

Werner Bergengruen, Genie und Talent. Aus dem Nachlaß mitgeteilt von Charlotte Bergengruen 1

Christoph Gerhardt (Trier), Die Skiapoden in den ‚Herzog Ernst'-Dichtungen 13

Wilhelm Große (Trier), „Wenn (der Kunstrichter) ... schreibt, so schreibt er vortrefflich." Anmerkungen zum „aristokratisch-diktatorischen Ton" der poetologischen Prosaschriften Klopstocks und zu seiner poetologischen Odendichtung 89

Ernst Loeb (Kingston, Ontario), Tantalus absconditus in Goethes ‚Iphigenie' 105

Werner Strube (Bochum), Schillers Kallias-Briefe oder über die Objektivität der Schönheit 115

Helene M. Kastinger Riley (New Haven, Connecticut), Notizen über einiges Unveröffentlichtes aus den Beziehungen der Brüder Schlegel zur zeitgenössischen Romantik 133

Lawrence O. Frye (Bloomington, Indiana), Irretrievable Time and the Poems in Tieck's ‚Der Runenberg' 147

Detlev W. Schumann (Providence, Rhode Island), Rätsel um Eichendorffs ‚Ahnung und Gegenwart'. Spekulationen 173

Ernst Pfeiffer (Göttingen), Zugang zu Rilke 203

Richard Sheppard (Norwich), Jakob van Hoddis' Literary Remains. A Preliminary Text-critical Analysis and Dating of the Poems 1908 - 1915 plus 19 uncollected poems from the same period 219

Franz H. Link (Freiburg i. Br.), Bild und Mythos in der Dichtung Hilda Doolittles 271

BERICHTE

Hermann Kunisch (München), Natur und Kunst. Aus Anlaß von Wolfgang Schadewaldts ‚Goethestudien' 309

Ansgar Hillach (Frankfurt a. M.), Die Einholung des Traums in das Leben mittels der Kunst. Über romantische und avantgardistische Esoterik anläßlich Albert Béguins ‚Traumwelt und Romantik' 336

Volker Kapp (Trier), Das Problem der „seherischen Dichtung" bei Rilke. Zu Hermann Kunischs Rilke-Buch 345

Kurt Bartsch (Graz), Tendenzen der Horváth-Forschung 365

BUCHBESPRECHUNGEN

Sprachen der Lyrik. Festschrift für Hugo Friedrich zum 70. Geburtstag. Herausgegeben von Erich Köhler. (Von Volker Kapp) 383

Karl-Heinz Ludwig, Bertolt Brecht. Philosophische Grundlagen und Implikationen seines Denkens und seiner Dramaturgie. (Von Manfred Stöckler) 387

Namen- und Sachregister 395

GENIE UND TALENT

Aus dem Nachlaß von Werner Bergengruen

Mitgeteilt von Charlotte Bergengruen

Ich muß gestehen, daß ich mit den Worten „Genie“ und „Talent“ und mit dem zwischen diesen beiden konstruierten Gegensatz nicht zurechtkomme, und so mag es heute vielen ergehen. Dies legt den Verdacht nahe, wir schleppten uns hier mit abgelebten Dingen, leergewordenen Schalen und Ballast. Es ist gut, von Zeit zu Zeit hergebrachte Worte und Begriffe zu revidieren.

Es sind uns hier viele schulmäßige Definitionen überliefert. Zuletzt laufen sie alle darauf hinaus, im Genie eine höchste Schöpferbegabung, sozusagen eine Fähigkeit der Urzeugung zu erblicken, während das Talent als eine ausgezeichnete Geisteskraft gilt, die nur jener letzten Ursprünglichkeit des Genies ermangele. Vielfach wird auch das Talent auf ein bestimmtes Betätigungsfeld verwiesen, während dem Genie ein universalistisches Moment zuerkannt wird. Das Wort Talent, sonst oft in rühmlichem Sinne gebraucht, verfällt einer Diskreditierung, sobald es dem Genie gegenübergestellt wird. Da heißt es etwa, es sei durch sicheren, raschen Überblick, durch Gewandtheit und Leichtigkeit in Ausübung einer Fertigkeit oder Kunst charakterisiert, während das eigentlich Schöpferische ihm fehle.

Das Alberne dieser Definition wird sofort deutlich, wenn wir uns all der vielen Künstler erinnern, die niemand als Genies wird bezeichnen wollen, die aber durch ein ihren Schöpfungen anhaftendes Element des Mühevollen, Schwererkämpften dartun, daß von jener ominösen Leichtigkeit, Gewandtheit und Fertigkeit bei ihnen nicht die Rede sein kann.

Burckhardt sagt in seinen Betrachtungen über die geschichtlichen Krisen: „Dagegen umspinnt in ganz ruhigen Zeiten das Privatleben mit seinen Interessen und Bequemlichkeiten den zum Schaffen angelegten Geist und raubt ihm die Größe; vollends aber drängen sich die bloßen Talente an die erste Stelle, daran kenntlich, daß ihnen Kunst und Literatur als Spekulationszweige, als Mittel, Aufsehen zu erregen, gelten und daß ihnen die Ausbeutung ihrer Geschicklichkeit keine Beschwerde macht, weil ihnen kein

Überquellen des Genius im Wege ist. Und oft nicht einmal das Talent." Burckhardt hat also hier lediglich die fatale Erscheinung einer bestimmten Abart des Talents im Auge, für die wir leider kein eigenes Wort besitzen; und vielleicht ist das Fehlen eines solchen Wortes der Grund dafür, daß wir immer noch, wenn auch mit Unbehagen, von Fall zu Fall nach der Bezeichnung Genie greifen, um die Abgrenzung gegenüber dieser Art von Talenten deutlich zu machen, auch dort, wo man besser von echten und unechten Talenten spräche.

Etwas Ähnliches wie die Burckhardtsche Äußerung meint offenbar Geibels Distichon:

„Was die Epoche besitzt, das verkündigen hundert Talente,
aber der Genius bringt ahnend hervor, was ihr fehlt.",

wobei freilich zu bedenken bleibt, daß die Worte „Genie" und „Genius" im Deutschen nicht unbedingt gleichgesetzt zu werden pflegen.

Bettina schreibt im ersten Teil von ‚Goethes Briefwechsel mit einem Kinde': „... Verstehen, wie der Philister verstehet, der seinen Verstand mit Konsequenz anwendet und es so weit bringt, daß man Talent nicht vom Genie unterscheidet. Talent überzeugt, aber Genie überzeugt nicht: dem, dem es sich mitteilt, gibt es die Ahndung vom Ungemessenen, während Talent eine genaue Grenze absteckt und so, weil es begriffen ist, auch behauptet wird. Das Unendliche im Endlichen, das Genie in jeder Kunst ist Musik."

Auf ähnliche Art unterscheidet Jean Paul, der in der Vorschule der Aesthetik sagt: „Das Talent stellet nur Teile dar, das Genie das Ganze des Lebens", und ferner: „Da es kein Bild, keine Wendung, keinen einzelnen Gedanken des Genies gibt, worauf das Talent im höchsten Feuer nicht auch käme — nur auf das Ganze nicht — so lässet sich dieses eine Zeitlang mit jenem verwechseln, ja, das Talent prangt oft als grüner Hügel neben der kahlen Alpe des Genies."

Mit diesen großartigen Worten, die dem Talent gerechter werden als eine bloße Herabsetzung es vermöchte, machte Jean Paul eine Unterscheidung von Tiefsinn; aber auch sie zeigt zuletzt, daß die große Zahl der möglichen Unterscheidungsmerkmale die sichere Unterscheidung nicht zuläßt.

Gutzkow bezeichnet das Talent als Form, das Genie als Stoff. Interessanter als diese Trivialität ist aber seine Bemerkung, das Talent habe darin fast immer einen Vorsprung vor dem Genie, daß jenes ausdauere, dieses oft verpuffe. Diese Äußerung, hinter der die ressentimentale, oft gekränkte Eitelkeit ihres Urhebers sichtbar wird, zeigt deutlich, wie sehr

sich zur Zeit Gutzkows der Begriff des Genies bereits nach der Seite gewisser äußerlicher Kennzeichen, etwa im Sinne des Auffallenden, Eklatanten und Epatanten verschoben hat, ja, wie fragwürdig er bereits geworden ist.

Nichts kann dieser Gutzkowschen Behauptung vom Verpuffen des Genies entgegengesetzter sein als die Auffassung Goethes.

Bei Eckermann findet sich unter dem 11. März 1828 die folgende Stelle: „Sie scheinen", versetzte ich, „in diesem Falle Produktivität zu nennen, was man sonst Genie nannte." — „Beides sind aber auch sehr naheliegende Dinge", erwiderte Goethe. „Denn was ist Genie anders als jene produktive Kraft, wodurch Taten entstehen, die vor Gott und in der Natur sich zeigen können und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind? Alle Werke Mozarts sind dieser Art; es liegt in ihnen eine zeugende Kraft, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwirket und so bald nicht erschöpft und verzehrt sein dürfte. Von anderen großen Komponisten und Künstlern gilt dasselbe. Wie haben nicht Phidias und Raffael auf nachfolgende Jahrhunderte gewirkt, und wie nicht Dürer und Holbein! — Derjenige, der zuerst die Formen und Verhältnisse der altdeutschen Baukunst erfand, sodaß im Laufe der Zeit ein Straßburger Münster und ein Kölner Dom möglich wurde, war auch ein Genie, denn seine Gedanken haben fortwährend produktive Kraft behalten und wirken bis auf die heutige Stunde. Luther war ein Genie sehr bedeutender Art! Er wirkt nun schon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, wo er in fernen Jahrhunderten aufhören wird, produktiv zu sein, ist nicht abzusehen. Lessing wollte den hohen Titel eines Genies ablehnen; allein seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber. Dagegen haben wir in der Literatur andere und zwar bedeutende Namen, die, als sie lebten, für große Genies gehalten wurden, deren Wirken aber mit ihrem Leben endete, und die also weniger waren als sie und andere dachten. Denn, wie gesagt, es gibt kein Genie ohne produktiv fortwirkende Kraft, und ferner, es kommt dabei garnicht auf das Geschäft, die Kunst und das Metier an, das einer treibt, es ist alles dasselbige. Ob einer in der Wissenschaft sich genial erweist, wie Oken und Humboldt, oder im Krieg und der Staatsverwaltung, wie Friedrich, Peter der Große und Napoleon, oder ob einer ein Lied macht, wie Beranger, es ist alles gleich und kommt bloß darauf an, ob der Gedanke, das Aperçu, die Tat lebendig sei und fortzuleben vermöge."

Es fällt auf, daß Goethe das Kennzeichen des Genies ausschließlich im über die eigene Zeit dauernden Fortwirken der Leistung erblickt. Das heißt also, er gesteht das Recht zur Verleihung des Genie-Titels nur der Nachwelt zu, an deren Stelle er freilich vorwegnehmend das Wort zu er-